



Danke lieber Gott

Danke lieber Gott Teil 2

„Wer weiß, fuhr Noah fort, vielleicht kann ich dann sogar mit dir reden.“ Er beugte sich zu seinem Vater vor. „Der liebe Gott merkt es vielleicht nicht, wenn ich mit dem Teddy rede, statt mit dir. Dann kann ich dir alles erzählen. Das wäre doch toll!“

„Ja mein Sohn, das wäre toll.“

Irgendetwas veranlasste ihn, auf die Instrumentenanzeige über dem Bett zu sehen. Hatte sich da nicht etwas verändert? Bildete er sich das nur ein, oder war die Herzkurve unregelmäßiger geworden? Er betrachtete seinen Sohn. Das Gespräch schien ihn sehr angestrengt zu haben. Ganz matt lag er da in seinen Kissen. Es kam Dirk vor, als seien die Augen trüber als sonst. Als er sich über Noah beugte, flüsterte sein Sohn noch einmal, „Das war eine gute Idee, nicht wahr?“ „Ja“, sagte er besorgt. „Das war eine richtig gute Idee.“

Aus der Apparatur über Noahs Bett erklang plötzlich ein lautes Piepen. Ein furchtbares Geräusch. Es ging Dirk durch Mark und Bein.

Die Tür flog auf, und ein Arzt gefolgt von einer Krankenschwester stürzte in den Raum. Sie machten sich an den Apparaten zu schaffen und gaben dem Jungen eine Spritze, die aber anscheinend nicht half. Eine weitere Spritze.

Sie forderten Dirk auf, das Krankenzimmer zu verlassen. Dirk wollte protestieren, doch das leise „Bitte“ des Arztes ließ ihn verstummen. Er ging wortlos hinaus.

Ohne es zu merken, ging er geradewegs zur Kapelle. Dort saß er mit gesenktem Kopf und starrte auf den Teddy in seinen Händen. So intensiv starrte er ihn an, dass er dachte, er habe sich bewegt. Und er hörte eine Stimme. Die Stimme seines Sohnes.

„Ich bin auf der Reise Vater. Der liebe Gott hat mich gerufen. Ich soll zu ihm kommen hat er gesagt. Und dass ich keine Angst zu haben brauche.“

Dirk begann zu beten. Immer wieder dasselbe: Bitte lass ihn nicht sterben lieber Gott. Bitte lass ihn nicht sterben. Stattdessen wieder diese Stimme.

„Die Reise ist so weit. Da wird man ganz müde. Ich glaube, ich muss ein bisschen schlafen. Vergiss den Teddy nicht Vater. Halte ihn immer bei dir.“

„Das werde ich tun, mein Sohn“, antwortete Dirk laut. Er bemerkte die Schwester neben sich.

„Es ist soweit“, sagte sie leise. „Bitte kommen Sie.“

Wie in Trance ging Dirk neben ihr her. Der Arzt hatte seine Bemühungen eingestellt.

Dirk nahm die Hand seines Sohnes. Einmal, ganz kurz, glaubte er zu spüren, dass Noah seine Hand drückte, dann lag die kleine Kinderhand schlaff in der Seinen.

Der Arzt hatte währenddessen die Armaturen beobachtet. Dann schaltete er die Apparate ab.

„Es ist vorbei“, sagte er, und zog die Bettdecke über den Kopf des Kindes.

Die Ärzte hatten erwogen, Dirk im Krankenhaus zu behalten, da er immer wieder von Weinkrämpfen geschüttelt wurde, und sie ihm ein sehr starkes Beruhigungsmittel geben mussten. Pfarrer Frenzel war aber der Ansicht, dass eine gewohnte Umgebung in diesem Fall nützlicher sein könne. Er hatte sich angeboten, Dirk nach Hause zu bringen, und ein Auge auf ihn zu haben. Schließlich hatte er fast täglich mit Menschen in dieser Situation zu tun. Deswegen war es ihm auch nicht merkwürdig vorgekommen, dass Dirk sich krampfhaft an diesem Teddybären festhielt, und ihn um keinen Preis hergeben wollte.

In Dirks Wohnung nahm Pfarrer Frenzel seinen Arm und führte ihn direkt ins Schlafzimmer. Vollkommen apathisch ließ Dirk alles mit sich geschehen. Der Pfarrer drängte ihn auf das Bett. Sofort schlief Dirk ein.

Dirk wurde wach weil er das Gefühl hatte, er werde gerufen.



Danke lieber Gott

Er lag in seinem Bett, neben ihm der Teddybär, der seinem Sohn so wichtig gewesen war.

Dirk wusste nicht mehr, wie er nach Hause gekommen war.

Der Pfarrer saß ihm wieder gegenüber, und beobachtete ihn.

„Geht es etwas besser?“, fragte er. Dirk antwortete nicht. Er wusste nicht wie es ihm ging, denn er war gar nicht da. Er beobachtete sich selbst aus weiter Entfernung. Das war nicht er, der da saß. Das war ein Fremder. Ein Fremder, dem anscheinend großes Leid widerfahren war.

Pfarrer Frenzel nahm die Hand des Fremden. „Wir wollen beten“, sagte er. Für einen Moment kehrte Dirk in die Realität zurück. Wozu noch beten, dachte er. Mein Sohn ist tot! Seine Gedanken wollten ihn weiter führen. Nie wieder würde Noahs Lachen durch dieses Haus.... Dirks Hirn blockierte diese Gedanken. Es verweigerte einfach den Dienst. Zurück blieb eine leere Hülle. Unfähig zu denken, zu fühlen, zu hören und zu sprechen.

Er zuckte zusammen, als plötzlich der Teddybär in seinem Arm zu reden begann.

Das Stofftier sprach zu ihm mit der Stimme seines Sohnes.

„Ich bin angekommen Vater. Endlich angekommen. Es war eine furchtbar weite Reise. Kannst du mich denn hören, wo ich doch so weit weg bin?“

Er nahm den Teddy fest an seine Brust. „Ja mein Sohn, ich höre dich“ sagte er laut.

„Es ist eigentlich ganz schön hier. Sogar Spielkameraden habe ich schon gefunden, wo ich doch immer gedacht habe, dass es im Himmel nur alte Leute gibt.“ „Nur Mutter habe ich noch nicht gefunden.“

„Geduld mein Junge. Du bist doch gerade erst angekommen, und der Himmel ist ganz gewiss sehr groß.“ Sogar jetzt noch muss ich meinen Sohn belügen, dachte Dirk kurz.

Als Noah immer wieder nach seiner Mutter gefragt hatte, hatte er sich nicht anders zu helfen gewusst, als ihm zu erzählen, dass seine Mutter bei einem Autounfall gestorben war. Man konnte einem kleinen Kind doch nicht sagen, dass die Mutter sie verlassen hatte, weil sie das Leid im Hause nicht ertragen konnte. Sie habe auch nur ein Leben, und das wollte sie nicht mit Trauern vergeuden, hatte Margarethe gesagt. Jetzt lebte sie in einer anderen Stadt mit einem anderen Mann zusammen, wollte aber mit der Scheidung warten, bis die „Sache mit dem Jungen“ vorbei war. Das hatte sie wirklich gesagt, erinnerte er sich. „Die Sache mit dem Jungen“.

„Ich werde sie bestimmt noch finden“, antwortete Noah.

„Ich habe auch schon mit dem lieben Gott gesprochen. Ich habe ihn gebeten, etwas zu machen, dass du nicht so allein und traurig bist. Aber ich weiß nicht, ob er mich richtig verstanden hat. Er hat mir nur gesagt, dass du nichts tun darfst, um zu mir zu kommen. Verstehst du das Vater?“

„Ja ich verstehe das, mein Sohn. Er hat bestimmt gemeint, dass wir uns auch so irgendwann wieder sehen werden. Wir müssen nur ein wenig Geduld haben.“

„Wie lange denn Vater. Ich vermisse dich jetzt schon so.“

„Bestimmt nicht sehr lange. Der liebe Gott wird uns schon nicht so lange warten lassen.“ Dirk würde jeden Tag dafür beten. Selbstmord war auch für ihn eine Sünde.

Aber dafür zu beten, dass er sterben dürfe sicher nicht. Er wollte ja nur bei seinem Sohn sein.

In den nächsten zwei Jahren veränderte sich der Dirk immer mehr.

Zuerst merkten es seine Arbeitskollegen. Aus dem fröhlichen Riesen den jeder mochte, war ein stiller, in sich gekehrter Mann geworden. Kein fröhlicher Gruß mehr, wenn er den Raum betrat. Wenn man ihn ansprach, schreckte er zusammen, als sei er aus einem Traum gerissen worden.

Später dann schien er auch nicht mehr zu hören, was man zu ihm sagte. Weswegen auch immer man ihn ansprach, antwortete er nur mit einem leisen „Jaja“.

Allerdings hörte man ihn immer öfter mit dem Teddybären auf seinem Schreibtisch reden. Diesen Teddybären hatte er immer bei sich. Wenn er abends nach Hause ging, nahm er ihn mit. Kam er morgens zur Arbeit, setzte er ihn sehr sorgfältig auf seinen Platz. Sogar wenn er zur Toilette ging, hatte er den Bären unter dem Arm.



Danke lieber Gott

Aus dem Außendienst hatte man ihn schon lange abgezogen. Doch mit der Zeit war auch das Ergebnis der Arbeiten, die er nun im Büro verrichtete, sehr unbefriedigend. Genauer gesagt, sie waren nicht vorhanden. Dirk kam ins Büro, nahm seinen Platz ein, und schien dann acht Stunden lang vollkommen in sich versunken. Ab und an führte er laute Gespräche mit dem Teddy, ansonsten blickte er ausdruckslos auf die Schreibtischplatte.

Bei allem Verständnis und allem Mitleid wurde die Situation immer unerträglicher. Nicht nur dass Dirk keine Ergebnisse mehr ablieferte, es häuften sich auch die Beschwerden der Mitarbeiter, die sich durch seine lauten Selbstgespräche gestört fühlten. Es blieb der Firmenleitung nichts anderes übrig, als ihm zu kündigen. Der Personalchef versicherte ihm immer wieder sein Mitleid, und versuchte, zu erklären warum man nicht anders handeln konnte. Dirk antwortete mit einem leisen „Jaja“.

Von da an ging Dirk jeden Tag auf den Rummel bis die Fahrgeschäfte schlossen.

Danach saß er fast stundenlang in der Eisdielen und aß Erdbeereis. Und immer setzte er den Teddybären vor sich hin, und unterhielt sich laut mit ihm.

Fast auf den Tag zwei Jahre nach dem Tod des Sohnes wurde Dirk vor der Eisdielen von einem LKW überfahren. Der LKW-Fahrer stand unter Schock.

„Er ist mir direkt vors Auto gelaufen“, sagte er immer wieder. „Ich konnte nicht mehr reagieren.“ Dirk starb noch auf der Straße in den Armen des Notarztes.

Der Notarzt gab zu Protokoll Dirks letzte Worte waren: „Danke lieber Gott!“

Wie immer für jeden Kommentar dankbar.

LG

Maestro

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).